

## FEUILLETON

## KOMPAKT

## MUSIC

## Revolutionär des Country: Earl Scruggs its tot

Der Sound des 20. Jahrhunderts wird nicht nur bestimmt von rhythmischen und harmonischen Veränderungen gegenüber dem vorangehenden Säkulum, sondern er verdankt sich auch dem Aufkommen neuer oder vorher randständiger Instrumente: Das Saxofon und der Bass machten Karriere, die E-Gitarre und der Synthesizer wurden erfunden. Dem großen Country-Musiker Earl Scruggs, der am Mittwoch im Alter von 88 Jahren starb, ist es zu verdanken, dass das Banjo von einem Teil der Rhythmussektion und einem Gag-Spielzeug für Humoristen zu einem Solo-Instrument wurde. Scruggs entwickelte seinen schnellen, mit drei Fingern gezupften Banjo-Stil Mitte der Vierzigerjahre, als er in der Band von Bill Monroe spielte, der als Begründer des Bluegrass-Stils gilt. Später gründete er mit dem Gitarristen Lester Flatt eine eigene Band. Ihr Song „Foggy Mountain Breakdown“ von 1949, der noch 1967 als Hintergrundmusik für die Schießereien im Film „Bonnie und Clyde“ diente, gilt heute als amerikanisches Kulturerbe. Nach der Trennung von Flatt musizierte Scruggs weiter, gepriesen von Kollegen wie Elton John, Johnny Cash, Melissa Etheridge und Sting und geehrt mit allen wichtigen Aufzeichnungen von einem Lebenswerk-Grammy bis zur Aufnahme in die Country Music Hall of Fame. *mh*

## THEATER

## Bansemer/Nyssen-Preis für Kevin Rittberger

Der 1977 geborene Kevin Rittberger erhält den diesjährigen Jürgen Bansemer & Ute Nyssen Theaterpreis. Die privat finanzierte Auszeichnung ist mit 15.000 Euro einer der höchstdotierten deutschen Preise für Dramatiker. Rittberger war mit seinem 2010 uraufgeführten Stück „Kassandra oder Die Welt als Ende der Vorstellung“ auch zu den Mülheimer Theatertagen eingeladen.

## FEMINISMUS

## Amerikanische Dichterin Adrienne Rich gestorben

Die Schriftstellerin und Feministin Adrienne Rich ist im Alter von 82 Jahren im kalifornischen Santa Cruz gestorben. Sie war seit den 60er Jahren eine führende Aktivistin der amerikanischen Frauen- und Lebensbewegung. Für ihren Lyrikband „Diving in the Wreck“, der auch ihr berühmtes Gedicht „Rape“ (Vergewaltigung) enthält, bekam sie 1974 den National Book Award.

## THEMEN



PICTURE-ALLIANCE

## Musical

Debbie Reynolds sei ein Geburtstagsgruß im Regen gesungen

Seite 26



DAPICORAN GAJANIN

## Kabarett

Man zollt Respekt: Eine Ausstellung über Gerhard Polt

Seite 27

# Und immer treffen Körper Augen

Denken statt schauen: Das Lenbachhaus zeigt „Duchamp in München 1912“

HANS-JOACHIM MÜLLER

Der Mann hat Deutsch gekannt. Schreibt „lieber Freund“. Und was der liebe Freund dann schrieb, das weiß man nicht. Und auch das weiß man nicht, was man denn halten soll vom steifen Franzosen am hölzernen Tisch beim Münchner Bier. Marcel Duchamp mit dem Maßkrug in der empfindsamen Rechten – es passt nicht ganz ins Bild.

Zum Bild gehört Max Bergmann, der in Fürstenberg geboren wurde, von der Alm kam und Rinder malte. In Paris, wo er in den Zehnerjahren des vergangenen Jahrhunderts studien- und genussvoller weilt, lernte er Marcel Duchamp kennen, der damals schon ein respektable Maler im futuristisch-kubistischen Stile war. Was die beiden zu lieben Freunden machte, ist nicht überliefert. Es muss ja nicht immer nur die Kunst gewesen sein. Erhalten hat sich ein bergmannsches Fotoalbum, in dem der Kuhhalter beim gänzlich kunstfreien Vergnügen mit lustigen Aktmodellen zu sehen ist.

Ende Juni 1912 kam Marcel Duchamp in München an, wohnte ein knappes Vierteljahr in der Barer Straße. Warum, darüber wird mit Inbrunst spekuliert. War er einfach parismüde? Im Salon des Indépendants war gerade sein Bild „Akt eine Treppe herabsteigend Nr. 2“ von der Kubisten-Jury kritisiert worden. Ein Akt steige niemals eine Treppe herab, ein Akt ruhe. Oder war er auf Flucht vor einer aussichtslosen Liebe? Oder wollte die Kollegen vom Blauen Reiter kennenlernen? Viel später wird Duchamp sagen: „Ich sprach nie mit einer Menschenseele, aber ich hatte eine großartige Zeit.“

Nun will es eine Münchner Ausstellung ganz genau wissen. Und stopft mit ungestümem Erkenntnisdrang eine der letzten Lücken in der Duchamp-Forschung. Es muss mehr gewesen sein, als nur eine Episode, davon ist das junge Kuratorenteam (Felicia Rappe, Thomas Girst, Matthias Mühlhölz) überzeugt und will zugleich den Künstler vor den Begriffswaffen schützen, mit denen man ihm so arg zugesetzt habe, und sein Werk endlich wieder einmal als reinen Anschauungsgegenstand darbieten.

Tatsächlich kann München mit einer Handvoll kostbarer Duchamp-Bilder trumpfen. Allen voran der famose „Akt“, der nicht stillhalten will, der unter Einsatz einer höchst komplizierten Körper-

linienmechanik die Treppe herabzusteigen vorgibt. Dass das Philadelphia Museum das Hauptbild aus der Arenberg Collection ausgeliehen hat, hat gewiss als Glanzstück der Museumsdiplomatie zu gelten. Hier im unterirdischen Provisorium des Lenbachhauses wirkt es noch ein wenig dumpfer, akademisch blasser als sonst.

Jedenfalls wird man für die Kopfmühe, die man bei diesem Künstler allemal wieder aufzubringen hat, auch in dieser Ausstellung nicht wirklich augenweidlich belohnt. Das kann sie gar nicht leisten. Weshalb man dem Fehlerteil der Kubisten-Jury zum Trotz doch einmal einzuwenden wagt, dass der Maler Duchamp, der der Künstler Duchamp immerhin schönste jugendjahrelang war, ein Werk von schon bemerkenswerter Sprödigkeit hinterlassen hat. Betört von der Kraft der Farben und der Feinheit der malerischen Valeurs, sieht niemand der Treppenabstiegsstudie zu.

Man kann viel wissen zu diesen Bildern, viel sagen über sie, man kann nie so viel sehen auf ihnen. Weshalb die Ausstellung schon nach wenigen Metern jenen epistemologischen Charakter annimmt, der Duchamp-Veranstaltungen schon immer gekennzeichnet hat. Andererseits markiert gerade die Zusammenschau mit dem Leuchtfarbenfest, das Kandinsky zur Geburt der Abstraktion veranstaltet hat, durchaus eindrucksvoll den skrupulösen eigenen Weg, auf dem Duchamp die Malerei bald ganz verlassen sollte. Und die Ausstellung bringt keine schlechten Gründe bei, dass es wohl auch München gewesen ist, wo die Bilderskepsis des Malers wuchs und seine revolutionäre Entscheidung reifte, Kunst nur noch als Kunstidee gelten zu lassen. Es gibt eine ganze Anzahl von Indizien, die den Fortgang des Werks aus Münchner Anschauung belegen. Und man hätte nicht auch noch einen Prototyp des Verbrennungsmotors beschaffen müssen, um zu zeigen, wie nahrhaft die technische Sammlung des Deutschen Museums die technoiden Motive auf Duchamps Bildern versorgt hat.

Schon der „Akt“ ist ja einer, der genau besehen aus dem Bild aussteigt. Vielleicht haben das die strengen Kubistenfreunde in Paris auch geahnt, dass es kein Ende haben würde mit der Dekonstruktion der schönen Kunst, wenn selbst Akte nicht mehr ruhig daliegen und sich auf ihre stieligen Beine machen. Und genau da setzt die Ausstel-



Marcel Duchamps famoser Abschiedsgruß an die Malerei: Sein „Akt eine Treppe herabsteigend“ war 1912 kurz vor dem München-Aufenthalt entstanden

SUCCESION MARCEL DUCHAMP / VG BILD-KUNST BONN 2012

lung ein. Der „Akt“ ist gleichsam, was Duchamp nach München mitgebracht hat, sein längst irreparables Misstrauen an der illusionistischen Zeigefunktion des Bildes. Ein Stück weit will der Treppensteigende Akt noch vorführen, wie Bewegung funktioniert. Von nun wird sich das Bild vom Schauort zum Denkort verwandeln, an dem sich die Vorstellung vorstellt, was Bewegung ist. Und bald wird es gar kein Bild mehr geben. Und die eigene Bildgeschichte wird – zu Modellen miniaturisiert – in Schachtelmuseen verwahrt werden. Und man sieht ihm das Pathos gerne nach, mit dem Duchamp an sein bajuwarisches Zwischenspiel erinnert: „Mein Aufenthalt in München war der Ort meiner völligen Befreiung.“

Dabei ist es ja mit der Befreiung so eine Sache. Die Münchner Vorbereitungen zur Jahrhundertkarriere als Konzeptkünstler Nr. 1 haben Marcel Duchamp nie von seinem eigentlichen Thema abgebracht. Man kann sich durch das ganze verschlungen vielgestaltige Werk hindurch sehen, man kann die Duchamp-Literatur Regalfach für Regalfach abarbeiten, man wird doch immer wieder auf das erotische Subjekt stoßen, dem letztlich alle Bildzeichen, Ausdrucksmittel und künstlerischen Strategien dienen. Und auch das lehrt die seltsame Szene auf der Treppe. Dass er sein maschinenmäßiges Bewegungsspiel verrichtet, hindert den „Akt“ keineswegs daran, noch einmal Schaulust zu sein, wie er immer Schaulust gewesen ist. Von Werkbeginn an treffen auf die begehrenden Körper immer auch die begehrenden Augen. Und wenn es auch den Anschein hat, als vertracketen die erotischen Erfahrungen, die Duchamps frühe Bilder noch in altmodischer Adam-und-Eva-Symbolik becken, mehr und mehr zu Diskurs-Ge-

genständen, dann steht man doch wieder vor dem „Großen Glas“ und verliert sich in der Diagramm-Sprache, die auf ihre umständliche Weise vielleicht von nichts anderem erzählen will als von der Flucht vor einer aussichtslosen Liebe.

Dass man irgendetwas Vernünftiges beizutragen hätte, wenn der Stückersteller heißt „Die Braut von ihren Junggesellen nackt entblößt, sogar“, könnte man schwerlich behaupten. Und man sieht dem Auftritt der „männlichen Gussformen“ auf dem „Großen Glas“ mit verhaltener Faszination zu. Aber faszinierend bleibt doch, wie dieses unvergleichliche Werk die Auflösung – oder soll man Erlösung – des erotischen Zwangs in Transmissions- und Hebelgesetze vorspielt, und die Apparaturen, die es dafür erfindet, dann völlig unbrauchbar bleiben. Noch niemand – Duchamp inklusive – hat Hebel für Hebel, Transmission für Transmission darlegen können, was Braut und Junggesellen an ihren Wunschfantasien hindert.

Man kann den Akt vom Diwan holen und ihm das Treppensteigen beibringen. Man kann die Malerei aufgeben und nur noch Readymades bauen. Man kann das Kunstmachen sein lassen und nur noch vom Kunstmachen reden. Man kann sich das Kunstschweigen angewöhnen und fortan Schachspielen. Man kriegt den Körper, für den Akt nur ein technisches Tarnwort ist, doch nicht aus dem Kopf. Irgendwann sitzt er einem nackt – wie auf einem berühmten Duchamp-Foto – als Schachpartner gegenüber. Schon längst, ganz es eine Isar-Brücke war, auf der Marcel Duchamp im Sommer 1912 entdeckt hat, dass Ufer immer Ufer ist und es ziemlich egal bleibt, von welcher Seite aus man hinübergeht.

Lenbachhaus München, bis 15. Juli

## Wie viel Wahrheit verträgt die Ukraine?

„Grube Nr. 8“: Auf dem Kiewer Doku-Festival darf ein Film über Kinderarbeit im Donezkgebiet nicht gezeigt werden

INGA PYLYPCHUK

Snischna, eine Kleinstadt im Donezkgebiet. Der 15-jährige Jura sorgt schon seit Jahren für den Lebensunterhalt seiner ganzen Familie – für seine zwei Schwestern, für die alkoholkranken Mutter und ihren neuen Mann, ebenfalls ein Trinker. Sein Vater hatte sich umgebracht. Jura arbeitet illegal in einer verlassenen Grube, er sammelt Kohle und verkauft sie, wie viele andere in der Gegend. Nach dem Zerfall der UdSSR ist die Industrie aus kleinen Städten wie dieser weggegangen. Aber die Menschen sind geblieben – ohne reguläre Arbeit, ohne Zukunft.

Der 2010 entstandene Film „Grube Nr. 8“ der estnischen Regisseurin Marianna Kaat erzählt eine Geschichte über den harten, hoffnungslosen Alltag im ukrainischen Osten. Er sollte beim 8. Internationalen Dokumentarfilmfestival „Docu-days UA“ gezeigt werden, das in dieser

Woche in Kiew stattfand und dessen Thema „Menschenrechte“ war. Der Film war bereits auf zahlreichen internationalen Festivals zu sehen, durfte aber nun ausgerechnet in seiner Heimat nicht gezeigt werden: Der ukrainische Koproduzent, die Firma Interfilm, sagte kurz vor dem Festival den Organisatoren ab.

Die Begründung lieferte man erst eine Stunde vor der geplanten Filmvorführung per E-Mail: Der Film sei „verlogen und inszeniert“ und hätte „keinen Bezug zum Genre des Dokumentarfilms“. Interfilm, eine private Produktionsfirma, die aber enge Verbindungen zur staatlichen Filmagentur Derzhkino hat, betonte, ihnen gehören die Rechte für die Distribution in der Ukraine, und drohten im Fall einer Vorführung mit juristischen Schritten. Derzhkino dementierte derweil, den Film „verboten“ zu haben.

Die Regisseurin Marianna Kaat erklärt sich das Verhalten der ukrainischen Kollegen mit der politischen Situation. Der

„Welt“ sagte sie: „Die Vorwürfe, mit denen man das Filmverbot begründet hat, haben mich beleidigt. Ich habe mich entschieden, den Film trotzdem zu zeigen, im gleichen Kino, aber als Privatperson. Laut Vertrag darf ich den Film für nicht kommerzielle Zwecke nutzen, deswegen habe ich ihn privat vorgeführt. So konnten die Menschen selbst entscheiden, ob sie an die Geschichte glauben.“

Auch der heute 18-jährige Protagonist Jura kam nach Kiew zur Premiere. Er erklärte dem Publikum: „Marianna Kaat hat die Wahrheit gezeigt, es ist ein Film über meine Familie. Ich bin nicht schuld daran, dass ich in der Kohlengrube arbeiten musste, um zu überleben.“ Eine Geschichte, die während der Vorführung viele zu Tränen rührte.

„Ich bin nicht schuld daran, dass ich in der Kohlengrube arbeiten musste“

Bei der Ostukraine denkt man im Westen oft an das reiche Land der Oligarchen. Die Straßen in Donezk sind sauber und saniert, an jeder Ecke Blumenbeete; der Fußballklub Schachtar Donezk prahlt mit neuen Siegen – so glänzend sieht die Visitenkarte aus.

Doch ganz in der Nähe gibt es Orte, die vom Aufschwung nichts mitbekommen haben. Die Sowjetunion ist Vergangenheit, aber keine andere Macht hat sich seitdem um sie gekümmert. Gerade Kinder wie Jura sind Opfer des Transformationsprozesses nach der Unabhängigkeit. Das scheint eine zu harte Wahrheit für die gegenwärtige Regierung, vor allem angesichts der bevorstehenden Fußball-Europameisterschaft. Auf dem Festival gab es einen Runden Tisch über das

## GLOSSE

CHRISTINA HOFFMANN

## Den Schuh zieh ich mir an

Kanye West ist bislang zuallererst durch seine Großmüdigkeit aufgefallen – und das will was heißen: Seine Branche, der Hip-Hop, ist bei leibe nicht arm an Selbstherrlichkeit. Für Alben, die sich zigmillionenfach verkaufen, wurde Kanye West 18 Mal mit dem Grammy ausgezeichnet. Wenn er einen Preis nicht bekommt, verlässt er gerne mal Preisverleihungen oder unterbricht lautstark die Dankesreden anderer. Da wundert man sich kaum, dass er zickt, wenn ihm nicht die seiner Meinung nach angemessene Verehrung gezollt wird – auch in seinem neuen Betätigungsfeld, was in seinem Fall ja immer auch Bestätigungsfeld ist. West hat die Mode als Genre entdeckt. Den Presetermin zu seiner aktuellen Kollektion auf der Pariser Fashion Week sagte er nach vernichtender Kritik kurzfristig ab.

Diese Saison startet er einen neuen Versuch, gemeinsam mit Giuseppe Zanotti. Die Resonanz fiel überraschend positiv aus. Zwei Paar ihrer Schuhkollektion sind auch im Internet zu kaufen: Schwarze High Heels mit Riemchen aus Wildleder und puderfarbene, mit Perlen bestickte Sandaletten. Letztere kosten, wir sind ja nicht bei armen Leuten, sportliche 4505 Euro. In Absatzhöhe, Opulenz und Preis gehorchen die neuesten Produkte aus dem Hause Kanye West der alten Devise des Rappers: „Think big!“

In Zeiten einstürzender Umsätze im Musikmarkt eine geschäftstüchtige Idee, finden wir: Ihren Pop beziehen die Menschen vielleicht aus dem Internet; anziehen können sie es noch lange nicht. Das sollten sich doch auch die deutschsprachigen Bands überlegen, sind sie doch schon qua Sprache zur Nische verdammt. Die Sportfreunde Stiller, von denen hat man ja lange nichts gehört hat, mögen's mit Titeln wie „Ich Roqué“ oder „La Bum“ gern offensichtlich. Wie wäre es mit Sneakers mit Anklängen an Stollenschuhe? Für den Sommer fänden wir eine Sonnenbrillenkollektion aus dem Hause Udo Lindenberg auch praktisch. Dazu gäbe es eine passende Hutlinie, wer weiß, vielleicht wäre eine Zusammenarbeit mit der neuerdings kahlköpfigen Alina Siggeler denkbar, Frontfrau von Frida Gold und Jurymitglied bei „Unser Star für Baku“. Deichkind sollten die pyramidenförmigen Ganzkopfbedeckungen aus ihrem jüngsten Video „Leider geil“ einem Publikum mit ungünstigeren Gesichtern feilbieten. Und die Deutschpoeten um Tim Bendzko, Clueso und Philipp Poisel könnten ein schmales Jungshemd herausbringen, am besten ohne Kragen.

Die Band Ja, Panik hat den Trend längst erkannt und beweist auch in modischer Hinsicht ihren Sinn für Zeitgeist. Sie verkauft ein limitiertes Shirt: „Rotwein und Edding auf Baumwolle, Mischtechnik. Handgefertigtes Einzelstück aus dem Hause Jeim, Ganik“. Im Notfall kann man es ja halten wie Kanye West nach seinem Modedebüt: „Wer es nicht versteht, versteht es halt nicht.“

feuilleton@welt.de